

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten,
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebesstauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben.

Es ist gewiß eine Übertreibung, das Heidelberg der Jahrhundertwende als die *heimliche Hauptstadt Deutschlands* zu preisen, wie es Hubert Treiber und Éva Karádi taten.[1] Gegen diese Ansicht haben sowohl der koreanische Soziologe Song-U-Chong wie auch Helmut Kiesel Stellung genommen. Song-U-Chon sieht darin die alte Unterscheidung zwischen Geist und Macht [2] und Helmut Kiesel verweist darauf, daß die wirkungsmächtigsten Vertreter der deutschen Kultur oder deutscher Geistigkeit, die 'Großschriftsteller' Thomas und Heinrich Mann, Gerhard Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Alfred Döblin usw. [...] nicht in Heidelberg

lebten. Und die

epochal bedeutende moderne Kunst wurde nicht in der von Hölderlin als „ländlichschönste“ geprägten Universitätsstadt zwischen Neckar und Odenwald geschaffen, sondern in den Großstädten Berlin und München [...], man würde also

gut daran tun, die Rede von Heidelberg als der heimlichen Hauptstadt Deutschlands etwas zu relativieren.[3]

Es genügt tatsächlich, das Heidelberg der Jahrhundertwende als ein geistiges oder modern ausgedrückt intellektuelles Zentrum zu bezeichnen. Friedrich Gundolf nannte es in einem Brief vom Mai 1912 an Leonie Gräfin Keyserling ein *Kraftzentrum*. Er hatte die Gräfin gebeten, nach Heidelberg zu kommen, um *Salz' Wohnung* zu sehen, die *wirklich eine Kostbarkeit* sei. Und er fügt hinzu:

Auch sonst gehört Heidelberg zu den Kraftzentren, dank sich selbst, die eine gute Europaerin nicht ganz vernachlässigen darf.[4]

Camilla Jellinek gebraucht dagegen den am Ende des 19. Jahrhunderts in Heidelberg kursierenden Begriff *Weltdorf*. Sie führt ihn an einer Stelle an, an der sie die Geselligkeit Wiens mit der in der Neckarstadt vergleicht. In Österreichs Metropole, in der sie viele Jahre verbracht hatte, habe es *die verschiedensten Kreise*, die der *Wissenschaft, der Musiker, der bildenden Künste, der Schriftsteller, der Politiker* gegeben, während man in Heidel-

Heidelberg zur Jahrhundertwende

Prof. Dr. Karol Sauerland, Universität Warschau und Thorn

berg nur die eine Kategorie, die der strengen Wissenschaft anttreffe.[5] Aus Jellineks Schilderungen ergibt sich auch, daß es in Heidelberg eine andere Form der Geselligkeit gab: die der dauernden Begegnungen. Ein Leben in Anonymität war nicht möglich, immer wieder traf man irgend jemanden, sei es auf der Straße, im Café, in der Vorlesung, beim Mittagessen, bei Empfängen oder größeren Veranstaltungen, so daß einem Heutigen die Frage näher liegt, was man hätte tun müssen, um jemandem aus dem Wege zu gehen. Doch diese Frage scheinen sich damals nur wenige gestellt zu haben. Man wollte sicher diesen oder jenen auf der Straße nicht treffen, sich mit ihm nicht unterhalten - so berichtet Gundolf im April 1913, daß er Ernst Bloch mehrmals, von ferne Gott sei Dank gesehen habe,[6] aber Bloch war ja auch bei den Webers kein gern geschener Guest -, jedoch insgesamt scheint man einander gern begegnet zu sein. Es war noch die Zeit, in der Türen offen standen und bei manchem Professor nicht nur ein, sondern gleich mehrere Gäste untergebracht waren. Und vor allem fanden Seminare oft noch im Hause des Professors statt. Camilla Jellinek geht sogar so weit, die Kleinheit Heidelbergs zu loben. Diese sei als solche der Entwicklung der Individualität günstig gewesen, denn sie bot nicht die Reibungsflächen, die in der Großstadt die Ecken und Kanten so leicht abschleifen.[7]

Immerhin sprach Camilla Jellinek nicht von einem Dorf, sondern einem *Weltdorf*. Mit Welt meinte sie wahrscheinlich, daß Heidelberg trotz seiner Kleinheit von einer großen Zahl Nicht-Einheimischer bewohnt war. Die wichtigsten Zugereisten waren für sie natürlich die Professoren. Sie bewundert an der Heidelberger Universität geradezu, daß sich hier Männer aus allen Teilen Deutschlands zusammengefunden hatten; mecklenburgische, märkische, schwäbische, ospreußische, alemannische Art sei vertreten gewesen, was ein köstliches Mosaik [8] darstelle. Für sie war Deutschland - wie für die meisten zur Jahrhundertwende - noch das, was wir Heutigen in die Zeit vor 1870/71 hineinprojizieren pflegen. Wir vergessen ja zumeist, daß erst der 1. Weltkrieg Deutschland in ein überaus homogenes Ganzes verwandelt haite.

Das Gross der Zugereisten machten natürlich die Studenten aus. Unter ihnen stammten die wenigsten aus Baden. Die meisten kamen aus dem Norden und viele aus dem Ausland, wodurch Heidelberg einen internationalen Anstrich erhielt. Die Zahl der ausländischen Studenten an der Rupert Carola war, verglichen mit anderen Universitäten, ausgesprochen hoch. Sie lag um die Jahrhundertwende stets über zehn Prozent der Gesamtstudentenzahl.[9] Bei den ausländischen Studenten handelte es sich vor allem um Russen und Polen [10], aber auch die Zahl der Amerikaner und Engländer [11] war für damalige Zeiten nicht gering. Die Studenten kamen nach Helene Tompert aus aller Herren Länder, wenngleich aus manchen vereinzelt. Als Beleg zitiert sie auf polnisch eine Stelle aus der Autobiographie des Schriftstellers und Kritikers Ferdynand Hošick [12], wo dieser von solch exotischen Figuren wie Japanern und Chinesen...

Türken und sogar einem Schwarzen aus Amerika spricht. [13] Man hat den Eindruck, daß es sich um eingeschriebene Studenten handelt, obwohl die von Tompert im Anhang angeführte Tabelle *Übersicht über die landschaftliche und nationale Provenienz* weder China noch Japan verzeichnet;[14] doch Hoesick führt diese exotischen Figuren nicht an, wo er von Studenten, sondern von jenen Hörern spricht, die extra in Kuno Fischers Vorlesung gekommen waren, d.h. von den zahlreichen älteren Menschen, die aus der Intelligenz der Stadt Heidelberg und von außerhalb stammten, den vielen Armeleuten und den vielen Engländern [...].[15]

Kuno Fischer mußte immer im größten Universitätssaal, dem Auditorium Maximum, lesen, damit die etwa 300 interessierten Platz fanden, wenn es auch an genügend Sitzgelegenheiten gemangelt haben wird.[17] Von Ausländern weiß auch Georg Jellinek zu berichten. In einem Brief vom April 1891 lesen wir: Meine Hauptkollegien sind gut besucht. Internationales Publikum (Japaner, Amerikaner, Engländer, Serben, Türken), und am 11. Februar 1906 teilt er mit:

... amitsant ist das Verhältnis der anwesenden Russen zu einem hervorragend gebildeten Japaner. Dieser freut sich über die Siege seines Vaterlandes, jene über die Niederlagen des ihrigen. Somit schütteln sie sich vergnügt die biedernen Hände, also von „revanche“ keine Rede.[17]

Populärer als die Bezeichnungen *Kraftzentrum* und *Weltdorf* ist die Wendung *Mythos von Heidelberg*, die Rickert geprägt hat, d. h. jemand, der relativ spät nach Heidelberg gekommen war. Er wurde 1916 als Nachfolger von Windelband an die Rupert Carola berufen. Es ist eigentlich, daß er Freiburg verlassen hatte, um zu schlechteren Bedingungen - d. h. ohne seine große Schülerschar - nach Heidelberg zu gehen. Sollte für ihn damals schon dieser Mythos existiert haben? Aus einer gewissen Ferne kommt ja vieles viel mythischer vor als in der Nähe. An Ort und Stelle wird man kaum spüren, daß man da einen Mythos schafft oder dessen Teil ist. Die Wendung *Mythos von Heidelberg* ist eine typische Formulierung aus einem örtlichen und zeitlichen Abstand heraus. 1916 hatte sich in Heidelberg vieles verändert. Nicht nur Windelband war im Alter von 67 Jahren verstorben, sondern auch der geniale, aus Ostgalizien stammende Emil Lask. Er fiel im ersten Kriegsjahr auf dem Schlachtfeld. Entscheidend für die Universitätsgeschichte war schließlich der Weggang von Troelsch 1915, dessen Rolle für die geistige Atmosphäre in Heidelberg nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Er war einem Ruf nach Berlin gefolgt. Mit einem Wort, als Rickert kam, war etwas zu Ende gegangen, was im Nachhinein wie etwas Unwirkliches erscheinen mußte: als Mythos.

Kann man sich heute diesem Mythos entziehen? Soll man es eigentlich? Ich habe mich ihm nicht entzogen und nicht entziehen wollen, was -

wie kann es anders sein - biographische Gründe hat. Mitte der sechziger Jahre erlebte ich als Student und dann als Assistent Warschau als ein geistiges Zentrum. Ich verkehrte damals in verschiedensten Kreisen: bei dem Philosophen Bronislaw Baaczko, in dessen großem Doktorandenseminar ich als Magisterkandidat über Novalis sprechen durfte, bei der Literaturwissenschaftlerin Mayenowa, wo ich etwas über Heideggers Ästhetik vortrug, in einer von Sprachwissenschaftlern, Mathematikern und Orientalisten veranstalteten Arbeitsgruppe über die neueste Entwicklung in der Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft, wo ich die damals ersten Arbeiten von Bierwisch referierte und ich mir über Möglichkeiten der Formalisierung der Negation im Deutschen den Kopf zerbrach, sowie bei Andrzej Mostowski, der ein Seminar über die neueste Entwicklung in der mathematischen Logik in der Akademie der Wissenschaften abhielt. Mit den genannten und einigen anderen damals bekannten Persönlichkeiten, die noch eine Vorkriegsbildung genossen hatten, kam ich in persönliche Berührung, die sich dadurch intensivierte, daß ich einige Texte von ihnen ins Deutsche übersetzte (unter ihnen befanden sich aus Essays von Leszek Kolakowski). Diese Idylle der gegenseitigen geistigen Befruchtung sollte in kurzer Zeit ein Ende nehmen: Im Jahre 1968, als die kommunistische Partei Polens beschloß, sich der geistigen Elite weitestgehend zu entledigen. Sie entfesselte eine antisemitische und antimittelalte Hetze sondergleichen. Viele, die mich geistig inspiriert hatten, verließen Polen. An Veranstaltung von interdisziplinären Seminaren oder gar Diskussionsrunden in der Wohnung von Professor Mayenowa, die die Endlösung dank der Hilfe ihres Lehrers und anderer überlebt hatte, war nicht mehr zu denken. Warschau hatte aufgehört, intellektuelles Zentrum zu sein.

Das Heidelberg der Jahrhundertwende war für mich damals noch kein Begriff. Ich hatte mich nur mit der Heidelberger Romantik bekannt gemacht. Es sollte mich erst in den achtziger Jahren zu fesseln beginnen, als die polnischen Kommunisten wieder einen geistigen Neuanfang kurz und klein zu schlagen versuchten. Doch ich wußte, daß die Einführung des Kriegszustands durch Jaruzelski zu nichts führen wird. Eine Erneuerung mußte kommen. Ich bereitete ich mich innerlich bereits auf das nächste Mal vor, indem ich mir die Frage stellte: wie und unter welchen Bedingungen kann ein geistiges Zentrum entstehen? Ich meinte, daß man am Beispiel von Heidelberg der Jahrhundertwende eine erste Antwort auf diese Frage erhalten könnte. Ich beschloß, ein internationales Kolloquium in Bachotek, einem Erholungszentrum der Universität Thorn, zu organisieren. Dank der Unterstützung der Bosch-Stiftung kam es sogar 1986 und 1988 zu zwei Treffen zum Thema „Heidelberg als intellektuelles Zentrum“: Ein großer Teil der dort vorgetragenen Referate bildeten dann die Grundlage des von Hubert Treiber und mir herausgegebenen Bandes *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Geselligkeit“ eines „Weltorfes“: 1850-1950*. Den Referenten und späteren Autoren hatte ich allerdings nichts von dem biographischen

Hintergrund erzählt. Ich wollte, daß sich die Fragestellung, die ich dahingehend formulierte: „wann und unter welchen Bedingungen bildet sich ein intellektuelles Zentrum heraus?“, verselbständigt. Sie sollte nicht nur mir, sondern auch der Forschung etwas bedeuten. Und nichts hat mich mehr erfreut, als ich in den Besprechungen des Bands ein Interesse an dieser meiner Fragestellung entnehmen konnte.

*

Wenn wir diese Fragestellung wissenschaftlich fassen wollen, müssen wir erst einmal klären, wann wir von einem intellektuellen Zentrum sprechen können. Wohl erst dann, wenn der Ort, den wir als einen solchen qualifizieren wollen, für die Außenwelt geistig - nicht nur wegen seines guten Weines - anziehend ist.

Das Heidelberg zur Jahrhundertwende besaß diese Anziehungskraft, wie wir bereits sehen konnten. Professoren aus dem gesamten deutschen Sprachraum waren gekommen. Die meisten - an der Ruperto Carola unterrichteten etwa fünfzig Professoren [18] - hatten den Ruf als eine Ehre empfunden. Von den Studenten war schon die Rede. Es mußten hier auch die internationalen und nationalen Kongresse angeführt werden, die in Heidelberg vor dem Ersten Weltkrieg stattfanden, etwa der III. Internationale Kongreß für Philosophie im Jahre 1908 unter dem Vorsitz von Windelband. Es war der erste internationale Philosophiekongreß in Deutschland, auf dem u. a. Theodor Lipps, Benedetto Croce und Henri Bergson Hauptvorträge gehalten hatten. Insgesamt wurde 156mal referiert. Nur die Berliner Philosophen, etwa Wilhelm Dilthey und Hans Vaihinger, glänzten durch Abwesenheit. Windelband, der Präsident des Kongresses, tröstete sich jedoch mit der Feststellung:

Höchst erfreulich ist dagegen die qualitativ und quantitativ höchst statthafte Beteiligung America's und überhaupt des Auslands.[19]

Bemerkenswert ist auch, daß 1910 der Kongreß des Bundes Deutscher Frauenvereine und 1912 der Verband für internationale Verständigung, ein gemäßigter, süddeutscher Teil der deutschen Friedensbewegung,[20] in Heidelberg tagten. In welch hohen Kurs die Heidelberger Universität stand, erkennt man auch an den äußerst positiven Reaktionen auf die Einladungen zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Ruperto Carola [21] im Jahre 1886 und noch mehr auf die Feierlichkeiten im Jahre 1903 zum hundertjährigen Bestehen der Universität seit ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich.

Faszinierend ist die Frage, wie Heidelberg zu einem intellektuellen Zentrum werden konnte. Sie zu beantworten, fällt jedoch schwer. Es fehlt vor allem immer noch an einschlägiger Forschung, an einer entsprechenden Auswertung der vielen Archivmaterialien. Mir scheint, Heidelberg konnte vor allem deswegen zu einem *Kraftzentrum* werden, weil erstens

das Großherzogtum Baden, speziell die Neckarstadt von liberalem Geist durchdrungen war (durch die parlamentarisch-repräsentative Verfassung, die Baden 1818 erhielt, wurde es zum *demokratischen Musterland* in Deutschland [22]) und dieser besonders von Gelehrten, den „politischen Professoren“ [23], propagiert und praktiziert wurde, zweitens die Hochschulen im süddeutschen Raum im 19. Jahrhundert besonders gefördert wurden,[24] sich drittens die Ruperto Carola nie als Landesuniversität verstand,[25] viertens es eine relativ enge Verbindung zwischen dem gebildeten Bürgertum der Stadt und den Lehrenden gab, und fünftens, was für unseren Zusammenhang von spezieller Bedeutung ist, große Kapazitäten an dieser Hochschule unterrichteten.

Man schaue sich nur einmal einige der Berufungen an, die zwischen 1890 und 1904 erfolgten. Da wird 1890 Emil Kraepelin sowohl ordentlicher Professor wie auch Direktor der Akademischen Irrenklinik, die später zur Psychiatrischen Klinik umbenannt wurde. In seiner Heidelberger Zeit führte er die beiden neuen Krankheitsbezeichnungen als grundlegende Psychoseformen ein: die *Dementia praecox* (Ernst Bleuler soll dann 1911 von der *Gruppe der Schizophrenen* sprechen) und das *manisch-depressive Irresein*. Er ist es auch, der die Grundlagen für das spätere große Ansehen der Psychiatrischen Klinik und der sogenannten *Heidelberg Schule* für Psychiatrie schafft.[26] 1891 wird Georg Jellinek nach Heidelberg berufen; er war trotz seiner vierzig Jahre bereits ein ausgewiesener und anerkannter Theoretiker des öffentlichen Rechts. Er hatte sich über den Ruf so sehr gefreut, daß er ihn sofort annahm, ohne zu versuchen, die Bedingungen auszuhandeln, obwohl man ihm gegenüber seinem Vorgänger ein geringeres Gehalt angeboten hatte.[27] 1894 übernehmen Ernst Troelsch den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Henry Thode den für Kunstgeschichte. Zwei Jahre später wird Karl von Lilienthal zum ordentlichen Professor für Strafrecht und Strafprozeßrecht berufen. Er hatte 1889 in Marburg die Nachfolge von Franz v. Liszt angetreten. Die große Bedeutung Lilienthals liegt in seiner Einflußnahme auf die Strafrechts- und Strafprozeßordnung seiner Zeit:[28] 1897 übernimmt Max Weber als Nachfolger von Karl Kries, der in Heidelberg seit 1865 gelehrt hatte, den Lehrstuhl für Nationalökonomie und Finanzwissenschaften. 1900 wird Karl Rathgen ordentlicher Professor für Nationalökonomie und Finanzwirtschaft, und ein Jahr später ist es Erich Marcks, der zum ordentlichen Professor für Neuere Geschichte berufen wird. Er sollte in den nächsten sechs Jahren die *Heidelberg Abhandlungen* herausgeben. Im gleichen Jahr werden Gerhard Anschütz als Nachfolger Georg Meyers auf den Lehrstuhl für öffentliches Recht und Albrecht Kossei, der spätere erste Heidelberger Nobelpreisträger [29], zum Professor am Helmholzschen Lehrstuhl für Physiologie berufen. Im Jahre 1903 tritt Windelband die Nachfolge von Kuno Fischer an, der den Lehrstuhl für Philosophie seit 1872 innehatte. Von der Heidelberger Professor für Philosophie schrieb er an seinen Freund Carl Dilthey, dem Bruder Wilhelms,

Die Darstellung dieses Heidelberger Lebensjahrszehnts muß beginnen mit dem Namen des Kriminalisten Karl v. Lilienthal. Er war Liszts nächster Mitkämpfer, aber ein vom ihm grundverschiedenes Naturl., das Liszts starkes Temperament und scharfe Dialektik durch ruhige Abgeklärtheit und weisen Ausgleich glücklich ergänzte. Ein Mann umfassenden Wissens, feiner Kultur und freien Geistes, von ungemeiner Lebensklugheit und sicherem praktischen Blick, kein Täter und Schöpfer, vielmehr ein kontemplativer Zuschauer, welscher den Lauf der Welt mit lächelnder Skepsis betrachtete und gelegentlich mit gelassener Kritik oder weisem Rat ein Wort dazu sagte, ein Mann der feinen gesellschaftlichen Form und der gewinnenden Höflichkeit, die bei ihm das Kleingeld wirklicher Herzengüte war.[31]

Es ist schwer auszumachen, wie es in Heidelberg zu einer relativ guten Berufungspolitik kommen konnte. Verschiedene Faktoren müssen hier entscheidend gewesen sein. Man denkt natürlich erst einmal an das Geld. Tatsächlich hat Baden von allen Ländern des Deutschen Reiches, wie wir der einschlägigen Literatur entnehmen können, bis 1914 im Verhältnis zu Gesamtetat, Volkseinkommen und Bevölkerungszahl weitauß am meisten Geld für die Wissenschaft eingebracht. Während in *Preyßen jährlich pro Kopf der Bevölkerung 0,60 RM (= 1,0% des Jahresetats für Wissenschaft)* ausgegeben wurde, waren es in Baden 1,53 RM (= 4,3% des Etats).[32] Dieses Geld spielte bei dem Ausbau der bestehenden Institute und der Gründung von Seminaren eine wichtige Rolle, so daß auch die Arbeitsbedingungen an der Ruperto Carola an Attraktivität gewannen. Oft waren die Gründungen von neuen Seminaren das Ergebnis von Berufungszusagen. Der Gelehrte war nur unter bestimmten Bedingungen zur Annahme des Rufs bereit. Es war schließlich die Zeit der Institutionalisierung der einzelnen Fachrichtungen, wie Klaus Christian Köhnke in unserem Band sehr eindrucksvoll am Beispiel des Philosophischen Seminars gezeigt hat. Berufungen hängen aber nicht nur von Geld und Mitteln ab, sondern auch von der Art, wie man in den Verhandlungen mit dem zu Berufenden umgeht. Die äußeren Voraussetzungen für die Schaffung eines guten Klimas für die Berufung waren insofern günstig, als die Struktur der Hei-

delberger Universität eine weitgehend demokratische war.[33] Zwar stand an der Spalte der Universität als Rektor der badische Großherzog, aber die eigentliche Funktion einer Magnifizenz übte der Prorektor aus, der bis 1911 alljährlich vom Großen Senat, dem alle aktiven Ordinarien angehörten, gewählt wurde. Danach nahm ein Gremium, dem auch Honorarprofessoren und außerordentliche Professoren angehörten, die Wahl vor.[34] Bei Berufungen brachten entsprechende Kommissionen ihre Vorschläge ein, wie das bis heute üblich ist. Im Unterschied zu heute gab es aber ein größeres Konkurrenzdenken, d. h. man wollte besser als andere Universitäten sein. Und im Unterschied zu heute war die Berufung ein von der Öffentlichkeit beachter Akt. Am besten läßt sich dies an dem Fall Jellinek verfolgen, als er mit Rücksicht auf das katholisch-antisemitische Lager in Wien nicht zum ordentlichen Professor für Völkerrecht ernannt wurde und er daraufhin Österreich verließ. Nicht nur die Wiener Presse kommentierte diesen skandalösen Fall sehr offen mit Nenning des Hauptschuldigen, des Ministers von Gauthsch, sondern auch Zeitungen im Reich, etwa in Frankfurt am Main und Hannover verfolgten ihn. Und es setzten sich sofort Kollegen aus Leipzig, Berlin und Straßburg ein, um Jellinek als Professor zu gewinnen. Innerhalb von zwei Monaten wurde er in Berlin *unter Erlaß aller Formalitäten* [35] im Bereich von Staats- und Völkerrecht habilitiert und zum Professor berufen. Jellinek begab sich jedoch nicht nach Berlin, da er inzwischen auch eine Berufung nach Basel erhalten hatte, was wiederum in der Presse Beachbung fand. Heute ist so etwas mittlerweile undenkbar; Berufungen und Abgänge werden von der Öffentlichkeit kaum noch wahrgenommen.

Wenn in Wien ein Minister als Hauptschuldiger für die Nichtberufung von Jellinek genannt wurde, müßte man für Heidelberg die Verdienste des Ministerialrats Karl Böhm um das Zustandekommen von Berufungen und Neueinrichtungen an der Rupert Carola unterstreichen. M. Reiner Lepsius zählt ihn zu den *bedeutenden Universitätspolitikern* seiner Zeit.[36] Karl Böhm hat die Notwendigkeit einer Modernisierung der Universität oft besser verstanden als viele Professoren.

Bisher habe ich die äußereren Bedingungen genannt, die entscheidend waren, daß so viele bedeutende Persönlichkeiten an die Rupert Carola zu kommen bereit waren. Für das Zustandekommen eines Zentrums reicht das aber noch nicht aus. Diese bedeutenden Persönlichkeiten müssen ja auch noch bereit sein, sich nicht nur gegenseitig zu dulden, sondern auch miteinander zu kommunizieren. Daß dies eintrat, würde ich das Wunder von Heidelberg nennen. Anstelle von Wunder spricht man im allgemeinen vom „Geist Heidelbergs“, worin sich der Wunsch ausdrückt, das Wunder des Miteinander-Kommunizieren-Könnens möge fortleben.

Die Kommunikationsbasis waren vor allem die Kreise, in denen sich Menschen unterschiedlicher Bildung und verschiedenartigster Interessen trafen. 1904 hatte der Theologieprofessor Adolf Deißmann den Eranoskreis gegründet. Er hatte sich ihn als primär religionswissenschaftlichen

Gesprächskreis für die großen Gelehrten vor Ort vorgestellt. Es heißt, daß sich in diesem Kreis Windelband, Jellinek, von Lilienthal, Gothein, Troeltsch, der Kunsthistoriker Carl Neumann, der Althistoriker Alfred von Domaszewski, Albrecht Dieterich, der Nationalökonom Karl Rathgen, Max und Alfred Weber, nach Marie-Luise Gothein auch der Historiker Erich Marcks und der Kirchenhistoriker Hans Schubert zusammengefunden haben. Diese Treffen müssen bei den Teilnehmern das Gefühl verstärkt haben, einer Gelehrtengemeinschaft anzugehören. Frauen und wissenschaftlicher Nachwuchs blieben ausgeschlossen. Es war somit ein rein professoraler Kreis, während bei dem von Otto Klebs zusammen mit Alfred Weber und wohl auch Hermann Oncken 1909 ins Leben gerufene Januskreis jüngere Gelehrte und Frauen zugelassen waren; letztere traten sogar mit eigenen Vorträgen auf. So sprach Marianne Weber 1912 über die griechische Ehe. Gilcher-Holtey meint, zwischen 1904 – dem Gründungsjahr des ‚Eranos‘ – und 1909 – dem Gründungsjahr des ‚Janus‘ – habe

ein Prozeß des Umdenkens hinsichtlich der Rolle der Frau und des Verhältnisses von Männern und Frauen innerhalb des akademischen Milieus Heidelberg stattgefunden

wenngleich sich der Wandel auf einer relativ abstrakten Ebene vollzog.[37] Etwas Besonderes stellte, wie aus Jaspers' enthusiastischer Charakteristik hervorgeht, der Gruhle-Kreis [38] dar:

An der Klinik wirkten um ihn (Nissl - K.S.) eine Reihe erlesener Ärzte. War einmal irrtümlich ein nicht passender, den ungeschriebenen Sinn dieser geistigen Gemeinschaft verletzender Assistent aufgenommen, so verschwand er nach einiger Zeit, ohne daß man hochmütig gegen ihn gewesen wäre. Die Maßgebenden waren mein Lehrer Wilmanns, der Oberarzt, dann vor allem Gruhle, der durch seine Kritik, Vielseitigkeit und Spontaneität alles in Bewegung hielt, dann der einfühlungsbegabte, unendlich gewissenhafte Wetzel, der menschenfreundliche Homburger, Ranke, der unermüdlich tätige Hirnhistologe, der noch sehr junge, für alle wissenschaftlichen Möglichkeiten aufgeschlossene Mayer-Gross. Ein geistiges Zusammenleben der Ärzte wurde, durch Nissl ermöglicht, von ihnen verwirklicht. Die Initiative Gruhles sorgte für die Regelmäßigkeit der Zusammenkünfte. Es gab erstens die Besprechungen, Krankenvorstellungen, Beratungen von Gutachten im Kreise aller Ärzte der Klinik. Es gab ferner die wissenschaftlichen Abende mit Nissl, an denen neuere Arbeiten oder bestimmte Themen referiert und diskutiert wurden. Es gab schließlich die privaten Abende in kleinerem Kreise ohne Nissl in Gruhles Zimmer, an denen mit der größten Freiheit und Leidenschaft erörtert wurde, was dem Einzelnen wissenschaftlich am Herzen lag. Die Gespräche setzten die Tagesarbeit fort. Wo man sich traf, wurden Worte gewechselt, treppauf, treppab. Es war ein merkwürdiges Leben allseitiger Spontanität, mit dem alle vereinigenden Bewußtsein, eine großartige Erkenntniswelt zu för-

dern, mit allem Übermut des Zuvielwissens, aber auch mit der radikalen Kritik, die jede Position zersetzte. Wer arbeiten wollte, mußte sich hüten, nicht in Gesprächen seine Zeit und Kraft zu verlieren. Es war der 'Geist eines Hauses' erwachsen, keinen Einzelnen zugehörig, sondern dem gemeinsamen Tun aller, von denen jeder doch eigenwillig seine Wege ging. In dieser Klinik wurde die Form einer der schönsten Überlieferungen deutschen wissenschaftlichen Lebens wieder einmal verwirklicht.[39]

Als eine wahre Revolution im Milieu der Gebildeten wurden jedoch der sonntägliche »jour fix« im Hause von Marianne und Max Weber empfunden, denn hier trafen sich sowohl Professoren von allen Fachrichtungen und manchmal sogar aus anderen Städten wie auch junge Akademiker und Künstler, womit in fast demonstrativer Weise die Geheimratkultur durchbrochen wurde. Dieser 1910 nach dem Umzug in die Ziegelhäuser Landstraße 17 geschaffene Kreis ist unvergänglich geblieben. Er wird immer wieder erwähnt.

All diese Kreise waren recht eng mit dem akademischen Leben verbunden, so daß man sich fragt, ob Heidelberg das hätte werden können, was es wurde, wenn es dort nicht auch noch den George-Kreis gegeben hätte, der zwar elitär war, aber in Opposition zum Akademikertum stand.[40] allerdings in einer Opposition, der es um den Wandel des Gelehrtentums ging.[41] Ohne George wären sowohl der Germanist Friedrich Gundolf, der 1911 nach seiner Habilitation Privatdozent für Literaturwissenschaft in Heidelberg wurde, wie auch der Nationalökonom Arthur Salz, welcher 1910 zusammen mit Gundolf als Privatdozent in der Heidelberger Pension Neuer am Schloßberg wohnte,[42] nicht Akademiker neuen Typs geworden. Sogar Max Weber fühlte sich von George angezogen. Er sollte dann auch sein Charisma und den Habitus, der in dessen Kreise kultiviert wurde, thematisieren.

Und damit kommen wir auf Fragen, die noch einer Beantwortung bedürfen: wie stellten sich die Beziehungen zwischen den Kreisen dar, beeinflußten sich die verschiedenen Typen von Geselligkeit gegenseitig? Diese gegenseitige Beeinflussung gab es tatsächlich. Sie wurde vor allem von jenen getragen, die zwischen den Kreisen hin- und herpendelten, sowie jenen, welche die verschiedensten Personen zu sich einluden wie die Gotheins, d. h. Eberhard Gothein, einer der wenigen Historiker, wie es in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* heißt,

die es vermochten, in einer Epoche größter stofflicher Ausdehnung und fachlicher Spezialisierung der Geschichtswissenschaft noch aus einem großen Impuls universaler Art zu leben und zu wirken.[43]

und Marie Luise Gothein, geborene Passenheim, die sich sowohl für Gartenkunst, über deren Geschichte sie ein zweibändiges Werk verfaßte (die erste Auflage erschien 1914), wie auch für englische Dichtung interessierte. Sie hatte u. a. über John Keats und William Wordsworth zwei Bücher veröffentlicht. Darüber hinaus betätigte sie sich als Übersetzerin.

Sie übertrug u. a. Sonette von Elisabeth Barret Browning ins Deutsche, die als gesonderten Band vorlegte. Bei den Gotheins ging vor allem der schon mehrmals genannte Gundolf ein und aus. Wie es dazu kam, schillert Marie Luise Gothein in ihrem Erinnerungsbuch:

Ich werde niemals den Abend vergessen, als Frau Else Jaffé, der ich so viel in meinem Leben verdanke, mich anrief, zu ihr heraufzukommen: Gundolf, mit dem ich schon eine Korrespondenz wegen der Besprechung seiner ersten Shakespearübersetzung gehabt hatte, wollte mich kennenlernen. Dies erste Zusammensein nahm mich sofort gefangen für den schönen jungen Menschen, aus dem eine so reine Seele leuchtete [...]. Und es war in allen folgenden Jahren stets ein Festtag, wenn Gundolf zu uns kam und im Gespräch alle Tiefen des geistigen Lebens durchschiffte oder uns aus seinen eigenen Arbeiten oder den Gedichten seines Meisters vorlas.[44]

Gundolf war es dann, der George in ihr Haus einführte. Diesem war der jüngste Sohn Percy Gothein als Vierzehnjähriger auf der Straße aufgefallen, und er wünschte, ihn näher kennenzulernen. Über den ersten Besuch des Meisters berichtet Marie Luise u. a.: er begrüßte uns

als wären es alte Freunde, die ihm selbstverständlich wieder begegneten.

Aber dann gab es

auch Abende, die sich durch eine reine Weihe in der Erinnerung abheben. Einmal las er uns selber vor, zuerst einige Oden Horaz, dann etwas aus eigenen Werken...[45]

Die Gotheins fühlten sich zugleich aufs engste mit Max Weber verbunden. Man sah sie häufig bei den *jours fix*. Sie waren mit einem Wort typische Vermittler zwischen den Kreisen.[46] Ähnliches könnte man von Alfred Weber sagen.

Doch was wäre Heidelberg ohne seine bedeutenden Frauen gewesen. So ungewöhnliche Frauen wie Marianne Weber, Camilla Jellinek, Marie-Luise Gothein, Else Jaffé-Richthofen und Claire Schmid-Romberg wird man selten so nahe beieinander begegnen, bekannt Radbruch in seinen Erinnerungen an Heidelberg.[47] Das Besondere an diesen Frauen war nicht nur, daß sie halfen, das gesellige Leben zu gestalten, in ihm Integrationsfiguren darstellten, sondern auch, daß sie zum Teil selber Bücher schrieben und in der Öffentlichkeit wirkten. So hatte Marianne Weber einerseits eine Reihe von Büchern verfaßt (u. a. Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft /1904/ Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung. Eine Einführung /Tübingen 1907/, Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1919) und anderseits an der Frauenbewegung teilgenommen. 1897 gründete sie in Heidelberg eine Sektion des Vereins Frauenstudium - Frauenbildung [48] und wurde deren Vorsitzende. Es ging ihr um die Förderung der Gleichberechtigung der Frau durch

die Verbesserung ihrer Bildungschancen. Die öffentliche Vereinstätigkeit, erklärt Gilcher-Holtey,

bestand aus zwei Typen von Veranstaltungen: aus Vorträgen über spezifische Frauenfragen einerseits, für die Marianne Weber insbesondere Repräsentantinnen der Frauenbewegung zu gewinnen suchte, und Vortragsreihen über Philosophie, Recht und Nationalökonomie andererseits, die von Professoren und Privatdozenten der Universität (jeweils ein Semester lang) gehalten wurden.[49]

Wie schwer es den Männern fiel, die Frauen als Partnerinnen anzuerkennen, zeigt die *wutentbrannte* Reaktion der Hörerinnen auf einen Vortrag von Georg Jellinek über *Die öffentlich-rechtliche Stellung der Frau in Deutschland* im Jahre 1898. Marianne Weber mußte schlichtend eingreifen.[50] 1908 hielt sie im Verein *Frauenstudium - Frauenebildung* einen Vortrag über die „Dienstbotenfrage“, über den die *Heidelberger Zeitung* ausführlich berichtete. Zwei Jahre zuvor hatte sie an der Generalversammlung des 7. Kongresses des Bundes deutscher Frauen in Nürnberg teilgenommen. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte sie Camilla Jellinek gebeten, die Leitung der neu eingerichteten Rechtsschutzstelle für Frauen in Heidelberg zu übernehmen, was sie auch nach einem Zögern tat. Niemand nahm an, daß sie ihre Aufgabe so gut erfüllen wird. Schon sechs Jahre später, d. h. 1907 wurde sie Vorsitzende der Rechtskommission des Bundes Deutscher Frauenvereine, 1926 Vorsitzende des Badischen Verbandes für Frauenbestrebungen. 1905 hielt sie am 9. Oktober in der Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine einen Vortrag zum Thema *Die Strafrechtsform und die §§ 218 u. 219 STGB*. 1908 veröffentlichte sie die Studie *Die weibliche Bedienung im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe*, 1917 und 1921 folgten die Bücher *Das Recht der Ehescheidung* und *Die Frauenbewegung in Deutschland*. Iemand, der nur das *Lebensbild* [51], das sie von ihrem Mann entworfen hat, gelesen hat, würde ihr eine solche Selbständigkeit nicht zutrauen. Gilcher-Holtey reflektiert in ihrem Aufsatz über die Diskussionen im Heidelberger akademischen Milieu über Frauenfragen, insbesondere über die Frage des Schwangerschaftsabbruches, wie Camilla Jellinek zu ihrer kühnen Initiative zur Streichung des § 218 gekommen sei. Sie meint, daß zwei Dinge ihr bei der Suche nach einer Lösung entscheidend gewesen seien:

die praktische Erfahrung in der Rechtschutzstelle und die Debatte, die innerhalb des Juristischen Seminars der Universität Heidelberg um die Frage des Schwangerschaftsabbruchs geführt wurde. Welche Erfahrung den Ausschlag gab und ob es Camilla Jellinek war, die die Juristen Radbruch und Lilienthal für die Forderung nach Abschaffung des § 218 gewann oder umgekehrt, läßt sich nicht rekonstruieren. Tatsache ist, daß Camilla Jellinek sich einerseits auf die Argumente von Radbruch und Lilienthal stützte und Gustav Radbruch andererseits seine Rolle später als die 'Tat von ihrem Gedanken' kennzeichnete.[52]

Hier haben wir ein schönes Beispiel dafür, was Menschen vermögen, wenn sie sich in einem geistigen Zentrum befinden und bereit sind, zusammenzuarbeiten und zusammenzawirken.

Um die Fortschritte in der Frauenemanzipation um diese Zeit einschätzen zu können, muß man wissen, daß Frauen erst seit 1891 an der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät der Heidelberger Universität studieren durften, ohne immatrikuliert zu sein. Die Immatrikulation für Frauen an den badischen Universitäten wurde erst 1900 erlaubt, nachdem ein Jahr zuvor die ersten Abiturientinnen das städtische Mädchengymnasium in Karlsruhe verlassen hatten.[53] Preußen sollte noch sieben Jahre brauchen, ehe es sich auch zu einer solchen Lösung entschloß.[54] Die Zahl der immatrikulierten [55] Frauen nahm in den folgenden Jahren für damalige Verhältnisse rapide zu, so daß Gundolf 1911 Leonie Gräfin Kayserling mitteilen konnte: ...*in letzter Stunde assistierte auch Frau Simmel meinen Ausführungen und fand leider auch mein Auditorium an Überweberung krankend*[56] Das war natürlich eine Übertriebung, denn um diese Zeit betrug der Anteil der studierenden Frauen an der Gesamtstudentenzahl etwa zehn Prozent.[57] Ein eingeschränktes Recht, den Doktortitel an der Ruperto Carola zu erwerben,[58] erhielten Frauen 1895. Das Recht auf Habilitation wurde ihnen dagegen erst 1920 eingeräumt. Die erste Frau, die sich in Baden habilitierte, war die Biologin Gerta von Ubisch, die auf dem Gebiet der Pflanzengenetik internationale Anerkennung genoß. Sie mußte als Jüdin Deutschland 1933 verlassen.[59]

Nachdem wir über *Interaktions-Netze* [60] und das intellektuelle Milieu in Heidelberg so ausführlich gesprochen haben, müßten wir endlich auch auf die Probleme, über die man dort debattierte und zu lösen suchte, eingehen, um zu zeigen, daß sogar der Neunkömmeling in dieser nicht gerade großen Stadt das Gefühl haben konnte, an Diskursen teilzunehmen, die, metaphorisch gesagt, auf der Höhe der Zeit standen oder ihr sogar voraus waren, daß es, um es modern auszudrücken, ein Ort mit ausgesprochener Streitkultur war. Eine Studie über die Dispute, die in Heidelberg geführt wurden, gäbe sicher eine spannende Lektüre her. Wie wurde beispielsweise Max Webers scharfer Angriff auf der Versammlung der Nationalliberalen Partei im Jahre 1908 gegen Gothein aufgenommen, der im Anschluß an ein Referat Jellineks über verfassungsrechtliche Fragen gegen die Einführung des Parlamentarismus polemisierte, wie man aus dem *Heidelberger Tageblatt* erfahren konnte? Beispiele dieser Art ließen sich natürlich mehren. Man denke nur an die südwestdeutsche Schule des Neukantianismus, d. h. vor allem an Windelband, Rickert und Lask.[61] die sich nicht nur durch ihre prinzipiellen Reflexionen wechselweise beeinflußten, sondern auch und vor allem für Nicht-Philosophen eine Herausforderung zur methodologischen Selbstbestimmung über das eigene Interessen gebiet darstellten. Dieser Herausforderung haben sich beispielhaft Max Weber [62], Troeltsch, Radbruch, Lukács [63] und auch

Heidegger [64] mit großem Gewinn für das eigene Denken und Werk gestellt. Man denke schließlich an die interessanten religionsgeschichtlichen und -philosophischen [65], kulturhistorischen, geistesgeschichtlichen [66] und literaturwissenschaftlichen Debatten um die Jahrhundertwende, bei denen auch Heidelberger Professoren wie Ernst Troeltsch, Henry Thode, Carl Neumann und Friedrich Gundolf ein gewichtiges Wort mitzureden hatten.

Die Universität Heidelberg zeichnete sich auch dadurch aus, daß in ihr die sogenannte Leitwissenschaft durch wichtige Persönlichkeiten vertreten waren. Am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte u. a. die Nationalökonomie diese Rolle. Heidelberg hatte das Glück, daß Karl Knies 1865 auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie und Finanzwissenschaften berufen worden war. Er hatte sich einen solchen Ruhm erworben, daß seinetwegen Studenten aus dem Ausland an die Rupert Carola kamen. Und ihm folgte Max Weber. Leider mußte er bereits nach sechs Jahren die Lehre aus Gesundheitsgründen aufgeben, aber durch Karl Rathgen, der von 1900 bis 1906 in Heidelberg lehrte, Eberhard Gothein und Alfred Weber, der bis 1906 an der Prager Karls-Universität unterrichtet hatte, war dieses Fach an der Rupert Carola gut vertreten. In dieser Zeit begann sich allerdings eine neue Wissenschaft, die sehr schnell zu einer Leitwissenschaft wurde, herauszubilden: die Soziologie. Die Heidelberger Universität war in dem letzten Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg neben der Berliner und Kieler die einzige deutsche Hochschule, an der einiges aus diesem Fach in der Lehre angeboten wurde [67] und an der man Dissertationen mit soziologischen Fragestellungen schreiben konnte.

Wenn wir weiter oben sagten, daß man von einem intellektuellen Zentrum nur dann sprechen kann, wenn es für Menschen von außen eine Anziehungskraft besitzt, wenn man sich nicht nur gern an diesen Ort begibt, sondern auch keine Mühe scheut, dorthin zu gelangen, oder wenn man es als Ehre empfindet, von dort aus eingeladen zu werden, so ist das nur die eine Seite der Medaille; die andere wäre, daß ein Ort, der den Ehrgeiz entwickelt, intellektuelles Zentrum werden zu wollen, auch um Einflußnahme nach außen hin bemüht sein muß. Bemühungen dieser Art gab es eine ganze Reihe: etwa die Aktivitäten der Gebrüder Weber und Edgar Jaffé [68] im Verein für Sozialpolitik [69], das Ringen der schon genannten weiblichen Persönlichkeiten um die Gleichberechtigung der Frau auf dem Gebiet der Bildung und des Rechts, die Redaktion des *Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* (zuvor *Archiv für soziale Ge setzgebung und Statistik*), welches dank Edgar Jaffé, Werner Sombart und Max Weber das bedeutendste deutsche Organ im Bereich von Soziologie und Nationalökonomie werden sollte, die Herausgabe des *Archivs für Religionswissenschaft* durch Albrecht Dieterich seit 1904 (zuvor hatte er die Redaktion der *Religionsgeschichtlichen Versuche* übernommen), und schließlich der Versuch, eine internationale Zeitschrift für Philosophie und Kulturwissenschaft zu gründen, die in mehreren Ländern

(Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien und England) in der jeweili gen Muttersprache publiziert werden sollte. [70] Sie erhält nach längerer Diskussion den Namen *Logos. Internationale Zeitschrift für Kulturphilosophie* und erschien schließlich in deutscher, italienischer und russischer Sprache. Die letztere, die zwischen 1910 und 1914 in St. Petersburg heraus kam, [71] hinterließ in Russland eine beachtliche Wirkung, da sie von den Neo-Slawophilen als eine Herausforderung empfunden wurde. [72] was heute wieder Interesse erweckt, da der alte russische Streit zwischen Westlern und Slawophilen erneut an Aktualität gewinnt.

Das größte Interesse erweckt jedoch, wie es zum Phänomen Heidelberg kommen konnte. Zwar hat sich seither durch Fernsehen, Computer technik und schnelle Fortbewegungsmittel die Art, miteinander zu kommunizieren, radikal verändert, aber nicht so radikal, daß die Sehnsucht nach dem *ewigen Gespräch*, nach mehr unmittelbaren Kontakt auf engem Raum, die Sehnsucht nach dem Wunder oder Geist Heidelbergs verschwunden wäre; im Gegenteil: der Mythos hat sich in eine Utopie verwandelt.

Anmerkungen

- [1] Hubert Treiber u. Karol Sauerland (Hg.), *Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der „geistigen Gesellschaft“ eines „Weldorfes“: 1850–1950*, Opladen 1995, S. 9, 378 u. anderswo.
- [2] Song-U Chon, „Mythos Max Weber – Beobachter eines Grenzgängers“, in: *Soziologische Revue* Jg. 18, H. 4, (Okt 1995), S.481.
- [3] Helmuth Kiesel, „Der Mythos Heidelberg“ – Vergangenheit und Gegenwärtigkeit“, in: *Soziologische Revue*, a. a. O., S. 498. Zu fragen wäre, ob Heidelberg nicht zu Recht als die heimliche Hauptstadt des anti-wilhelminischen Deutschlands bezeichnet werden kann. Nach Jansen wäre dies berechtigt, wenn es nicht auch in Heidelberg zu der Kriegseuphorie zu Beginn des 1. Weltkriegs gekommen wäre (siehe: Christian Jansen, „Die Liberalität der Universität Heidelberg und ihre Grenzen“ in: Hubert Treiber u. Karol Sauerland, a. a. O., S. 534).
- [4] Friedrich Gundolf, *Castrum Perigrini*, LXVI. Gundolf. Briefe. Neue Folge, hg. von Lothar Helbig und Claus Victor Bock, Amsterdam 1965, 105.
- [5] Jellinek, Camilla, Georg Jellinek, *Ein Lebensbild, entworfen von seiner Witwe...*, Aalen 1970 (Neudruck), 84*f.
- [6] Friedrich Gundolf, *Castrum Perigrini*, LXVI, a. a. O., S. 118f.
- [7] Camilla Jellinek, a. a. O., 85*.
- [8] Ebd.
- [9] Vgl. hierzu die Tabellen in: Tompert, Helene, *Lebensformen und Denkweisen der akademischen Welt Heidelbergs im Wilhelminischen Zeitalter vornehmlich im Spiegel zeitgenössischer Selbstzeugnisse. Historische Studien*, H. 41, Lübeck, Hamburg 1969, S. 123.
- [10] Den deutschen Autoren, die über die Heidelberger Universität schreiben, fällt die Unterscheidung zwischen Russen und Polen immer wieder schwer. Helene Tompert trifft diese zwar, doch stellt sie mit Verwunderung fest, daß sich die polnischen Studenten sogar von der 'Slavia', einer Verbindung, die sich ausschließlich aus Russen, Tschechen, Bulgaren,

Serben und Kroaten rekrutierte, fernhielten (Tompert, a. a. O., S. 56). Sie scheint nicht zu wissen, daß sich viele Polen nach Deutschland zum Studium begaben, weil sie keine Lust verspürten, sich auf eine russische Hochschule (im eigenen Landel) zu begeben, oder weil ihnen ein solches Studium sogar verwehrt war. (Der bekannte polnische Philosophiehistoriker W. Tarczakiewicz beginnt seine von mir ins Deutsche übersetzten Erinnerungen an Marburg mit den Worten: *Um nach dem traditionsreichen Marburg zu gelangen, waren besondere Umstände vorausgesetzt: es mußte die Universität meiner Heimatstadt Warschau geschlossen werden, die damals eine russische zaristische Hochschule war. Diese Maßnahme war die Folge einer Demonstration von Studenten, die im Januar 1905 mit der Forderung nach Einführung des Polnischen als Vorlesungssprache auftraten. Da ein weiteres Studium in Warschau unmöglich war und ich auch das Recht auf eine Hochschulausbildung in Russland verlor, mußte ich mich ins Ausland begeben.*) Von einem Panslawismus wollten sie schon gar nichts hören. Karol Szymański, der 1861 in Heidelberg studierte, unterstreicht in seinem autobiographischen Bericht, daß man mit den russischen Studenten, obgleich sie zum großen Teil sympathisch waren, nichts zu tun haben wollte, weil die Polen um die nationale Selbstständigkeit kämpften und weil die Deutschen Schwierigkeiten hatten, diese beiden Nationalitäten voneinander zu unterscheiden; schon aus diesem Grunde hätten sich die polnischen Studenten anders gekleidet als die russischen. Als der Sohn des berühmten russischen Demokraten Herzen Heidelberg besuchte, hatten die Russen die Polen zu einem Treffen eingeladen. Da letztere große Hochachtung für Herzen empfanden, entschlossen sie sich, wenigstens eine kleine Delegation zu dem Empfang des Sohnes zu schicken. Szymański gibt die Zahl der studierenden Russen mit 50 an. Es sei die größte Gruppe gewesen. Die Zahl der Polen wurde immer um die 40 betragen haben, wenngleich sich viele schnell nach Frankreich begeben würden. Aber es kamen stets neue Polen nach.

[11] Karol Szymański behauptet, daß etwa 1000 Engländer in Heidelberg gewohnt hätten. Es habe sich vor allem um Familien gehandelt, die in die Neckarstadt gekommen seien, weil Deutschland billiger als England sei und die Möglichkeiten, sich zu bilden, sowohl für Jungen wie auch für Mädchen in Heidelberg günstig gewesen seien. Die Häupter der englischen Familien würden sich zumeist in den Kolonien aufhalten, um dort zu Reichtum zu gelangen (siehe Szymański, Karol, *Z Warszawy i Heidelbergu. Wspomnienia z lat 1843-1863*, Warszawa 1967, S. 120). Unter Bildung versteht Szymański wahrscheinlich Schulbildung, denn an anderer Stelle erklärt er, daß die Engländer ihr Studium zu Hause absolvieren würden (vgl. ebenda S. 121).

[12] Tompert schreibt im Autorenenregister, daß die Vorfahren des Vaters von Hoesick aus Westfalen stammten, in Wirklichkeit war der aus Westfalen nach Warschau gekommen, wo er ein führender Verleger und Buchhändler wurde. Ferdynand Hoesick gab um die Jahrhundertwende mehrere psychologisch gefärbte Biographien über polnische Schriftsteller (Słowiński, Krasinski) und Chopin heraus, die in mehreren Auflagen erschienen. 1931 veröffentlichte er das Buch *Goethe i najpiękniejsze dni w jego życiu* (Goethe und die schönsten Tage in seinem Leben).

[13] Tompert, a. a. O., S. 18.

- [14] Ebd. S. 123.
 [15] Hoesick, Ferdynand, *Dom Rodzicelski*, Bd. 2, Kraków 1935, S. 27.
 [16] Karol Szymański erlebte bei den Vorlesungen von Bunsen und Kirchhoff einen großen Andrang von Hörern. Es seien etwa 150 gewesen, von denen viele kaum einen Sitzplatz fanden. Häufig seien ältere Leute unterschiedlicher Fachrichtungen, unter ihnen sogar Professoren von anderen, zumeist ausländischen Universitäten gekommen. Szymański erzählt, daß in den Pausen zwischen den Vorlesungen die verschiedensten Sprachen gesprochen wurden, denn unter den Hörern hätten sich Vertreter verschiedener Nationen befunden: Deutsche, Franzosen (in geringster Zahl), Polen, Serben, Tschechen, Ungarn, Japaner, Türken, Schweden, Dänen, Armenier, Georgier etc., die jeweils in ihrer Nationalsprache miteinander sprachen (Szymański, a. a. O., S. 112).

- C. Jellinek, a. a. O., S. 82* u. S. 116*.
 [17] Im SS 1900 gab es 40 Ordinarien, 1912 waren es 47, im SS 1914 stieg die Zahl auf 49. (Angaben nach Hermann Weisert, *Die Verfassung der Universität Heidelberg. Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften*, Jg. 1974, 2, Abhandlung, Heidelberg 1974, S. 98f.)
 [18] Aus dem Nachlaß zitiert von Klaus Christian Köhne, „Sinn für Institutionen.“ Mitteilungen aus Wilhelm Windelbands Heidelberger Zeit. (1903-1915); in: Hubert Treiber u. Karol Sauerland, a. a. O., S. 52. Köhne beschreibt sehr anschaulich, wie die Kongreßvorbereitungen ausgesehen haben.

- [19] Den Gründungsauftruf hatten u. a. Ernst Troeltsch, Georg Jellinek und Max Weber unterschrieben. Er konstituierte sich 1911. Es bildeten sich vier Ortsgruppen in Heidelberg, Nürnberg, München und Straßburg. Die Tagung in Heidelberg eröffnete der Prorektor Karl von Lilienthal, ein großer Anhänger internationaler Verständigung (siehe hierzu Christian Jansen, „Die Liberalität der Universität Heidelberg und ihre Grenzen“ in: Hubert Treiber u. Karol Sauerland, a. a. O., S. 526ff.).

- [20] In Polen fand dieses Jubiläum in fast allen Zeitungen und Zeitschriften Beachtung. Es kam allerdings zu einer lebhaften Auseinandersetzung, ob es angesichts der jüngsten antipolnischen Politik der Preußen (im Juni 1886 waren in Preußen und auch in Sachsen alle polnischen Studentenorganisationen aufgelöst worden) richtig sei, eine Professoren-Delegation zu den Festlichkeiten nach Heidelberg zu entsenden. Für diesen Akt sprach nicht nur, daß nicht wenig Polen in Heidelberg studiert hatten, sondern auch daß das Programm der Festlichkeiten für die polnische Nation einen gesonderten Platz vorsah. Es fiel den Polen aber nach 1871 schwer, zwischen Deutschen und Deutschen zu unterscheiden. Am Ende begab sich eine fünfköpfige Delegation auf den Weg. Es war aber niemand von der Krakauer und Lemberger Universität dabei. Vgl. hierzu den kennzeichnenden Bericht von Egertowski, Ryszard, *Das Jubiläum der Heidelberger Universität im Jahre 1886 und sein Echo in Polen*, in: *Rupert Carola* 7/2/3, Aug. 1985, S. 49-52.

- [21] Lothar Gall, *Bürgerum in Deutschland*, Berlin 1989, S. 24.
 [22] Als politischer Professor ist im 19. Jahrhundert einzurordnen, wer der Überzeugung war, daß die Wissenschaft sich auch im politischen Tageskampf bewähren müsse, wer demzufolge die Inhalte und Methoden seiner Disziplin, seine Möglichkeiten als Hochschullehrer und das Ansehen sei-

- [20] res Berufsstandes dazu benutzte, politischen Einfluß auszuüben und politische Ziele zu verwirklichen, schreibt Hans Fenske in seinem Artikel „Gelehrtenpolitik im liberalen Südwesten. 1830-1880“ (in: Gustav Schmidt u. Jörn Rüsen, [Hg.], *Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland 1830-1930*, Bochum 1986, S. 39-58), in dem er Einblicke in die politisch-liberalen Aktivitäten einzelner süddeutscher Gelehrter gibt. Nach Hans Fenske war hier 1853 etwa ein Siebtel der deutschen Hochschullehrer tätig - sehr viel mehr, als es dem Durchschnitt in Deutschland entsprochen hätte (ebd. S. 39). Radbruch geht so weit zu erklären, die Ruperto Carola sei nicht nur weniger als andere Universitäten eine Landesuniversität, sondern liege auch weniger in Baden als in Deutschland (Gustav Radbruch, *Der innere Weg. Aufriß meines Lebens*, Göttingen 1961, S. 87).
- [25] Eike Wolgast, *Die Universität Heidelberg 1386-1986*, Berlin, Heidelberg, New York 1986, S. 95.
- [26] Joachim-Felix Leonhard, *Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit*, Heidelberg 1983, S. 25.
- [27] Vgl. hierzu u. a. Regina Barbara Weigle, *Die Staatsrechtslehrer an der Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert - Lebensbilder und Forschungsbeiträge*, Frankfurt am Main, Bern, New York (Europäische Hochschulschriften, Reihe II, Rechtswissenschaft, Bd. 517) S. 104-111 u. 148-163. Thode hatte sich durch das Buch *Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien* (1884) einen Namen gemacht. Über Lilienthal vgl. die ausführliche Darstellung von Wilfried Küper, „Der Heidelberger Strafrechtslehrer Karl von Lilienthal“, in: *Semper Aperius*, Bd. II, S. 375-405.
- [28] Er erhielt 1910 den Nobelpreis für seine Arbeiten über Proteine. Fünf Jahre zuvor hatte der Physiker Philipp Lenard den Nobelpreis erhalten. Er war aber erst 1907 nach Heidelberg berufen worden. Sein Atommodell gilt als wichtiger Vorläufer des Rutherfordschen Modells. Heute bringt man den Namen Lenard jedoch immer wieder mit seinem Kampf gegen Einsteins allgemeine Relativitätstheorie und seinem Antisemitismus in Verbindung. Seit der Mitte der zwanziger Jahre stellte er sich noch dazu aktiv in den Dienst der NS-Bewegung. Vgl. hierzu Reinhard Neumann und Gisbert Frh. zu Putlitz in: *Semper Aperius*, Bd. 3, S. 376-409, die ein genaues Bild seiner wissenschaftlichen Verdienste wie auch weltanschaulichen Verirrungen geben.
- [30] Aus dem Nachlab zitiert von Klaus Christian Köhnke, „Sinn für Institutionen, Mitteilungen aus Wilhelm Windelbands Heidelberger Zeit. (1903-1915), in: H. Treiber u. K. Sauerland, a. a. O., S. 39.
- [31] Gustav Radbruch, a. a. O., S. 61.
- [32] Peter C. Lassen, Eike Wolgast, *Kleine Geschichte der Universität Heidelberg*, Berlin, Heidelberg, New York 1983, S. 63. Absolute Zahlen der Höhe der staatlichen Dotierung für die Universität Heidelberg in Guilden mit Umrechnung in Mark gibt Eike Wolgast, a. a. O., S. 108. Vgl. hierzu Weisert sowie Wolgast, a. a. O.
- [33] Siehe Weisert, a. a. O., S. 99.
- [34] C. Jellinek, a. a. O., S. 65*.
- [35] M. Reiner Lepsius, „Ach Heidelberg: Beziehungsvolle Vergangenheiten“, in: *Soziologische Revue*, a. a. O., S. 480.
- [36] [37] I. Gilcher-Holtey, „Modelle »moderner« Weiblichkeit: Diskussionen im akademischen Milieu Heidelbergs um 1900, in: *Bildungsbürgerum im 19. Jahrhundert. Teil III. Lebensführung und ständische Vergesellschaftung* hg. von M. Rainer Lepsius, Stuttgart 1992, S. 189.
- [38] Die Querverbindungen zu dem Gruhlekreis sind natürlich zahlreich. So wendete sich Hellpach 1906 an Weber, um diesem wahrscheinlich mitzuteilen, daß er Arbeiten zur historischen Hysterie projektiere (darin sollte die Askese als Hysterisierungsfaktor behandelt werden). Weber bedankt sich, wobei er sich auf Gotheins Buch über Ignatius Loyola und die Gegenreformation bezieht. Anfang Juli 1907 konsultiert Max Weber seinen Bericht über pathologische Veranlagung, Entstehen, Verlauf und Art der Krankheit mit dem Neurologen Johann Hoffmann (der Bericht ist nicht überliefert, siehe MWG II, 5, 393). Und im Herbst 1908 bittet Max Weber Hans Gruhle um die Durchsicht seines Manuskripts für die Artikelfolge „Zur Psychophysik der industriellen Arbeit“. Im Einleitungssatz sprach er Hellpach und Gruhle für wertvolle Hinweise seinen Dank aus. (siehe MWG II/5, 674)
- [39] Karl Jaspers, *Philosophische Autobiographie*, München 1984, S. 18f.
- [40] Er soll von sich behauptet haben: *Von mir führt kein Weg zur Wissenschaft* (zit. nach Edgar Salin, *Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis*, München, Düsseldorf 1954, S. 49).
- [41] George verurteilte im Grunde genommen nur eine bestimmte Art von institutionalisierter Wissenschaft. Daß er an wissenschaftliche Arbeiten wissenschaftliche Ansprüche zu stellen verstand, wissen wir aus Elli Salomonis (der späteren Frau Gundolfs) Bericht, wie der Meister ihre Dissertation über ein ökonomisches Thema, den Standort der Papierindustrie, mit solcher Genauigkeit las und erörterte, als wenn er und nicht Alfred Weber für sie verantwortlich gewesen wäre. Er zeigte ihr bedenkliche historische Lücken, die den Erfolg der Arbeit beeinträchtigt hätten. (Elisabeth Gundolf, „Stefan George. Zwei Vorträge“, in: *Castrum Perigrini*, LXIX, Amsterdam 1969, S. 44)
- [42] Gundolf empfand große Freude, daß Arthur Salz, eine der treuesten und lautesten Seelen, die es eben gebe, sein Nachbar geworden war (vgl. Castrum Perigrini, LXVI, a. a. O., S. 48). Salz hatte ihn übrigens zur Habilitation ermuntert.
- [43] Detlef Junker in seinem Aufsatz „Theorie der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar“ dargelegt. Er behandelt dort die Auseinandersetzung Gotheins mit Dietrich Schäfers Schrift *Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte von 1888*. Goethe versuchte in seiner Darstellung *Die Aufgaben der Kulturgeschichte*, nach Junker, die Idee der Kultur als das Fundament der historischen Seminare zu begründen und zugleich alle systematischen Geisteswissenschaften - er nannte Literatur, Kunst, Theologie, Philosophie, Geographie, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft und Germanistik - in die Synthese einer allgemeinen Kulturgeschichte integrieren. (in: Jürgen Miethe [Hg.], *Geschichte in Heidelberg 100 Jahre Historisches Seminar. 50 Jahre Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte*, Berlin, Heidelberg, New York 1992, S. 168).
- [44] Castrum Perigrini, LXVI, a. a. O., S. 49f. Sie hatte Gundolfs 1908 erschienenen 1. Band *Shakespeare in deutscher Sprache* besprochen, wor-

- auf sie sofort einen ausführlichen Dankesbrief von Gundolf erhielt, in dem er detailliert auf ihre Einwände antwortete.
- [45] Es gab keinen Gothein'schen „Jour“, und diese echte Verschiedenheit habe allen Abenden und Nächten im Gothein'schen Haus eine Weile der seelischen Spannung und des geistigen Horizonts gesichert, wie ich sie auch nachher nur selten getroffen habe. Gleichviel ob eine wissenschaftliche Arbeit besprochen wurde, ob Gundolf Gedichte oder Prosa vorgelesen hatte, ob Bilder aus alter und aus jüngster Zeit gezeigt wurden: nachdem beide Gotheins sich gefäfert hatten, blieben noch sekundiert von einem der Söhne, war der Rahmen so weit gespannt, daß freundschaftlich-hitzige Streitgespräche leicht in Gang kamen, die dann meistens die lächelnde Weisheit des Alten um Mitternacht zu versöhnlichem Abschluß brachte, - oft gegen den Willen der gar nicht versöhnlichen Gattin und noch weniger versöhnlicher Jugend. Aus dieser geistigen Geselligkeit des Hauses sei dann die Möglichkeit erwachsen, im Juli 1914 zum ersten Mal den ganzen Lehrkörper der Universität in gehobener Festlichkeit zu vereinen. (Edgar Salin, „Marie Luise Gothein“ in: *Ruperto Carola* 34, Dez. 1963, S. 85)
- [46] Radbruch, a. a. O., S. 85.
- [47] Dieser Verein wurde 1888 von Hedwig Kettler in Weimar gegründet. Er hatte sich die Propagierung der Frauenbildung und die Durchsetzung gleicher Mädchenbildung zum Ziel gesetzt. Ursprünglich trug er den Namen *Frauenverein - Reform*. Er galt als radikal, weil in seinen Satzungen geschrieben stand, daß die Frau gleich dem Manne zum Studium aller Wissenschaften Zugang haben soll, nicht aber auf vereinzelte derselben beschränkt werden darf (zit. Nach Ute Gerhard, *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 150).
- [48] Götlicher-Holtey, a. a. O., S. 190.
- [49] Ebd. S. 191.
- [50] Camilla Jellinek hat ähnlich wie Marianne Weber voller Ehrfurcht und Bewunderung über ihren Gatten geschrieben, so daß man über ihre Darstellung ähnlich urteilen müßte, wie Dirk Käster über die Max-Weber-Biographie in seinem Aufsatz „Der retuschierte Klassiker“ gerurteilt hat (in: Weiß, Johannes [Hg.], *Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung*, Frankfurt am Main 1989).
- [51] Götlicher-Holtey, a. a. O., S. 195.
- [52] Weisert, a. a. O., S. 110. Die erste Frau, die am 28. 4. 1900 immatrikuliert wurde, war Georgine Sexauer (phil.). Weitere drei trugen sich im Mai an der Medizinischen Fakultät ein.
- [53] In den USA durften Frauen seit 1853 studieren, in Frankreich seit 1861, in Großbritannien seit 1878, (Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt am Main 1986, S. 331), in der Schweiz seit 1864.
- [54] Zuvor durften Frauen zwar von Fall zu Fall, zumeist mit Sondererlaubnis studieren, aber sie erhielten nicht die Rechte eines Studenten. Sie waren nicht immatrikuliert. Die erste junge Dame, die am 28. April 1900 immatrikuliert wurde, war Georgine Sexauer (phil) (siehe Weisert, a. a. O., S. 110).
- [56] Friedrich Gundolf, *Castrum Perigrini*, LXVI, a. a. O., S. 92.
- [57] Vgl. Tompert, a. a. O., S. 115.
- [58] Die erste Frau, die am 16. 2. 1895 an der Ruperto Carola zum Dr. phil. promovieren konnte, war Katharina Windscheid, die Tochter des Juristen Windscheid, der 1871-1874 in Heidelberg gelehrt hatte. Am 1. Oktober des gleichen Jahres wurde Marie Gernet zum Dr. phil. nat. promoviert. (Weisert, a. a. O., S. 109)
- [59] Vgl. hierzu Meike Sophia Baader, „Wissenschaft als Beruf in den Naturwissenschaften. Gerta von Ubisch (1882-1965) - die erste habilitierte und dennoch weithin unbekannte Frau an der Universität Heidelberg“, in: H. Treiber und K. Sauerland, a. a. O., S. 445-460.
- [60] Dirk Käster, *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung*, Stuttgart 1984, S. 10.
- [61] Vgl. hierzu u. a. Hans-Ludwig Ollig, *Der Neukantianismus*, Stuttgart 1979, und die von ihm herausgegebene Sammlung *Neukantianismus. Texte der Marburger und Südwestdeutschen Schule, ihrer Vorausläufer und Kritiker*, Stuttgart 1982, sowie Stephan Nachtsheim, *Emil Lask's Grundlehre*, Tübingen 1992, der u. a. Lasks Wirkung auf seinen Lehrer Rickert, auf die einflußreiche und verbreitete Rechtsphilosophie Gustav Radbruchs sowie auf Helmuth Plessner (S. 9f.) anführt, sowie in: Eva Karádi, „Emil Lask in Heidelberg oder Philosophie als Beruf“, in: H. Treiber und K. Sauerland, a. a. O., S. 378-399.
- [62] Guy Oakes faßt den bestimmenden Einfluß der badischen Neukantianer auf das Denken Max Webers in den folgenden Worten zusammen: In der von Windelband, Rickert und Lask entwickelten Geschichtsphilosophie fand Max Weber eine Erkenntnistheorie für die Kulturwissenschaften, die nach seiner Auffassung jene Bedingungen schuf, unter denen eine Erkenntnis des historischen Individuums möglich war. (Wolfgang J. Mommsen, Schwenker, Wolfgang [Hg.], *Max Weber und seine Zeitgenossen*, Göttingen 1988, S. 598)
- [63] Vgl. hierzu Hartmut Rosshoff, *Emil Lask als Lehrer von Georg Lukács*, 1975. Auf Lukács' neukantianische Fragestellung in seiner Heidelberger Ästhetik habe ich in meinem polnischen Buch *Od Diltheya do Adorno*, Warschau 1985, verwiesen.
- [64] Vgl. hierzu Manfred Brelage, *Studien zur Transzendentalphilosophie*, 1965, insb. S. 193ff.; Konrad Hobe, „Zwischen Rickert und Heidegger“, in: *Philosophisches Jahrbuch* 78 (1971), S. 360-376.
- [65] Vgl. hierzu u. a. Friedrich Wilhelm Graf, „Fachmenschfreundschaft. Bemerkungen zu Max Weber und Ernst Troeltsch“, in: W. J. Mommsen, W. Schwenkert a. a. O., S. 313-336, und Tödt, Heinz Eduard, „Max Weber und Ernst Troeltsch in Heidelberg“, in: *Semper Apertus*, Bd. III, S. 215-258.
- [66] An dieser Stelle wäre die vor allem an Diltheys Arbeiten anknüpfende Diskussion über den Historismus zu behandeln. Siehe hierzu Michael Erbe, „Das Problem des Historismus bei Ernst Troeltsch, Otto Hintze und Friedrich Meinecke“, in: *Troelsch-Studien*, Bd. 4 (Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs), hg. von Horst Renz und Friedrich Wilhelm Graf, Gütersloh 1987.
- [67] Vgl. hierzu Käster, a. a. O., S. 148.

[68] Edgar Jaffé promovierte 1901 in Heidelberg mit einer Dissertation über die Arbeitssteilung im englischen Bankwesen, drei Jahre später habilitierte er sich dort. Im gleichen Jahr veröffentlichte er sein Hauptwerk *Das englische Bankwesen*. Er beteiligte sich in den folgenden Jahren an dem Ausbau der neu gegründeten Handelshochschule Mannheim, wo er außerordentlicher Professor wurde.

[69] Siehe hierzu Dieter Krüger, „Max Weber und die »Jüngeren« im Verein für Sozialpolitik“, und Eberhard Demm, „Max und Alfred Weber im Verein für Sozialpolitik“, in: Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schwentker, a. a. O., S. 98–118 und S. 119–136.

[70] Über die Entstehungsgeschichte informiert ausführlich unter Ausnutzung bisher unbekannter Archivmaterials Rüdiger Kramme, „Philosophische Kultur als Programm. Die Konstituierungsphase des »Logos«“, in: H. Treiber u. K. Sauerland, a. a. O., S. 119–49.

[71] Einer der Herausgeber, nämlich Sergiej Gessen, wurde an seinem Lebensende Pole. Man findet seinen Namen im *Polski Słownik Biograficzny* (Polnisches Biographisches Wörterbuch) unter Sergiusz Hessen. Er war im Norden des europäischen Teils von Rußland 1887 zur Welt gekommen. Sein Vater, der später zu den Kadetten-Führern gehörte, war dorthin verbannt worden. Nach dem Abitur in St. Petersburg begab sich Gessen/Hessen zum Studium nach Süddeutschland. 1910 promovierte er mit der Dissertation *Individuelle Kausalität* bei Rickert in Freiburg. Von 1914 bis 1917 war er Dozent für Philosophie in St. Petersburg, danach wurde er Philosophieprofessor in Tomsk, um 1921 wieder nach St. Petersburg zurückzukehren. 1923 verließ er die Sowjetunion, um sich anfänglich in Berlin und dann in Prag niederzulassen, wo er an der deutschen Karls-Universität unterrichtete. 1935 siedelte er nach Warschau über und wurde polnischer Staatsbürger. Nach dem Krieg übernahm er einen Lehrstuhl für Pädagogik in Łódź, wo er am 2. 6. 1950 verstarb. Er beherrschte recht schnell das Polnische und gab in dieser Sprache mehrere Bücher heraus. Hierüber berichtet detailliert Michail Bezrodnyj, „Die russische Ausgabe der internationalen Zeitschrift für Kulturphilosophie »Logos« (1910–1914)“, in: H. Treiber u. K. Sauerland, a. a. O., S. 150–169.

Heidelberg's Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte [1]

Prof. Dr. Peter Anselm Riedl, Universität Heidelberg

Ein längeres Zitat soll am Anfang dieser Betrachtungen stehen:

Es fehlt unserer Zeit [...], so sehr sie die Natur sucht, eben der Sinn für Natur, denn nicht allein diese regelmäßigen Gärten, die dem jetzigen Geschmacke zuwider sind, bekehrt man zum Romantischen, sondern auch wahrhaft romantische Wildnisse werden verfolgt, und zur Regel und Verfassung der neuen Gartenkunst erzogen. So war ehemals nur die große, wundervolle Heidelberger Ruine eine so grüne, frische, poetische und wilde Einsamkeit, die so schön mit den verfallenen Thümern, den großen Höfen, und der herrlichen Natur umher in Harmonie stand, daß sie auf das Gemüth eben so wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte; [...] aber vor einiger Zeit fand ich auch hier eine Art von Park wieder, der zwar dem Wandelnden manchen schönen Platz und manche schöne Aussicht gönn't, der auf bequemen Pfaden zu Stellen führt, die man vormals nur mit Gefahr erklettern konnte, der selbst erlaubt, Erforschungen an anmutigen Räumen ruhig und sicher zu genießen; doch wiegen alle diese Vortheile nicht die großartige und einzige Schönheit auf, die hier aus der besten Absicht ist zerstört worden.

Diese Sätze sind in Ludwig Tiecks „Phantasis“ von 1812 zu lesen. Was sie beklagen, ist eine durch zweifachen Paradigmenwechsel bewirkte Ortsverwandlung. Die vergangene Zeit barocken Regeldenkens ist dem Geschmack der Gegenwart fremd geworden. Aber auch die Zeit romantischer Naturentdeckung, die zugleich die Zeit der Wiederentdeckung der weit zurückliegenden Epoche des Mittelalters war, scheint vorbei. Denn ein Ordnungsdenken neuer Art hat von der Stätte Besitz ergriffen, die eben noch ein Muster romatistischer Versöhnung von Natur und Menschenwerk war. Aus der fessenden Wildnis der Schloßanlage ist ein Landschaftsgarten englischer Art geworden, und die Menschen, die „Erfrischungen in anmuthigen Räumen ruhig und sicher genießen“, lassen uns an biedermeierliche Schloßbesucher denken und nicht etwa an die begeisterungserfüllten Dichter und Maler der romantischen Aufbruchsgeneration. Wenn Tieck davon spricht, daß man nicht nur die barocken Gärten zum Romantischen bekehrt, sondern auch „wahrhaft romantische Wildnisse“ verfolge, unterscheidet er eine genuine Spielart der Romantik